

Johannes F. Lehmann

Zeit und Gegenwart in Schillers *Die Horen*

Es ist bekannt, dass das Zeitschriftenprojekt der *Horen*, das Schiller seit 1794 plant und seit Januar 1795 in enger Abstimmung – nicht zuletzt mit Goethe – umsetzt, sein programmatisches Fundament in der Abwendung von der politischen Tagesaktualität hat. Die Gegenwart im Sinne der aktuellen politischen Lage soll ausgespart werden, wobei Schiller das Beengende der Gegenwart und das Projekt ihrer Transzendierung in einen kausalen Zusammenhang stellt. Ich rufe den entscheidenden Passus aus der einleitenden *Ankündigung* in Erinnerung:

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der Tat scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was *rein menschlich* und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.¹

Während das »beschränkte Interesse der Gegenwart« die Gemüter anspanne, gehe es darum, die Leser in Freiheit zu setzen und die Zerstrittenen unter der Fahne überzeitlicher Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen. Nicht zuletzt die Namensgebung verweist auf diese Überzeitlichkeit, sind doch die Göttergestalten der *Horen*, »Eunomia, Dice und Irene« jene, in denen der Grieche die »welterhaltende Ordnung« verehrt, aus der »alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendes Sinnbild findet.«² Naturale, zyklische Zeit soll an Stelle der sich überstürzenden, politischen Zeit treten, »alle Beziehungen auf den *jetzigen* Weltlauf«³ sollen daher aus der Zeitschrift verbannt sein. Freiheit und Frieden, so wird insinuiert, sind nur jenseits der Gegenwart möglich; in der Gegenwart dagegen herrschen Krieg, Gemütsanspannung und Beschränkung. *Die Horen* sind nach drei Jahren eingeschlafen. Am 26. Januar 1798 schreibt Schiller an Goethe: »Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dice und Irene förmlich unterschrieben.«⁴ Noch in der Todesstunde der *Horen* schwankt Schiller zwischen einem friedlichen und einem kriegerischen Ende. Da sich die Auslieferung des 12. Stücks des Jahres 1797 sowieso bis März verzögere, so werden, das ist die eine Möglichkeit, die *Horen* »von selbst selig einschlafen.« Dann aber folgt die Erwägung einer anderen Möglichkeit, eines Endes mit Éclat: »Sonst hätten wir auch in dieses 12te Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der *Horen* veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür.«⁵ Zu dem Todesurteil der *Horen* kam es nicht zuletzt, weil es Schiller nicht nur nicht gelang, den Krieg von und aus der Zeitschrift fernzuhalten, sondern weil er, und mit ihm Goethe, auch in einen literarischen Krieg eintrat, der statt Versöhnung und Frie-

den selbst Polemik, Kampf und Parteibildung bedeutete, einen Krieg, der mit engstem Bezug auf die Gegenwart und in der Gegenwart geführt wurde. Ich spreche von den *Xenien*, die Goethe und Schiller im *Musen-Almanach auf das Jahr 1797* publizierten, sowie von ihrem Verhältnis zum Publikum, das beide selbst immer wieder in militärischen Metaphern gefasst haben. An Goethe schreibt Schiller am 1. November 1795:

Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre *ecclesia militans* – die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr Jacob in Halle kommandirt und die Herr Manso in der Bibliothek d.[er] S.[chönen] W.[issenschaften] hat ausrücken lassen, und außer Wolfs schwerer Kavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten.⁶

Wenig später, am 23. November, fragt er Goethe, ob dieser nicht bereits »in diesem Stück den *Krieg* zu eröffnen« gewillt sei.⁷ Goethe hatte im Brief vom 21. November an Schiller seinerseits von einer »Art Kriegerklärung gegen die Halbheit« gesprochen, zu der er anlässlich »der Vorrede Stolbergs zu seinen Platonischen Gesprächen«⁸ Lust habe. In dem *Xenion* 49 mit dem Titel *Guerre ouverte*, das sich gegen Kritiker der *Horen* wendet, heißt es: »Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch, / Krieg verlangt ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.«⁹ Im Grunde führt Schiller einen Krieg gegen das gegenwärtige Publikum und gegen die Gegenwart selbst. Am 18. November 1796 schreibt er an Goethe: Ihm werde »der starke Gegensatz« seiner »Natur gegen die Zeit und gegen die Masse, das Publicum nie zum Freund machen können«.¹⁰ Am 25. Juni 1799 schließlich heißt es resigniert und kriegswillig zugleich:

Da man einmal nicht viel hoffen kann zu bauen und zu pflanzen, so ist es doch etwas, wenn man auch nur überschwemmen und

niederreißen kann. Das einzige Verhältniß gegen das Publikum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg, und ich bin sehr dafür, daß auch der Dilettantismus mit allen Waffen angegriffen wird.“

Wie kommt es zu dieser Opposition gegen die eigene Zeit? Wie kommt es, dass sich die Zeit bzw. die Gegenwart, von der Schiller sich als einer kriegserfüllten Gegenwart zugunsten des überzeitlich Menschlichen abwendet, zugleich in Gestalt des gegenwärtigen Publikums zu einer Art Kriegsgegner wird? Welche Vorstellung von Gegenwart liegt hier zugrunde – und welche Rolle spielt sie bei der Komposition der *Horen*? Ich möchte im Folgenden in einem ersten Schritt kurz auf die Geschichte des Gebrauchs des Wortes ›Gegenwart‹ eingehen und zeigen, wie der neue, zeitliche Gebrauch des Begriffs seit Ende des 18. Jahrhunderts – vor dem Hintergrund von Revolution und Krieg – das Bewusstsein artikulierbar macht, unhintergebar *in* der Gegenwart zu leben. Im zweiten Abschnitt werde ich die Relevanz dieses Gegenwartsbewusstseins für die Konzeption der *Horen* und die Komposition des ersten Stücks analysieren. Drittens schließlich möchte ich auf die Stellung der *Horen* in der Öffentlichkeit eingehen und zeigen, dass die *Horen* Teil und Reflexion einer bellizistischen Öffentlichkeit sind.

I. Gegenwart

Wenn für Schillers *Horen*-Projekt grundlegend ist, dass sich die Zeitschrift von der Gegenwart abwenden und keine unmittelbaren Bezugnahmen auf Aktualität und Tagespolitik enthalten soll, dann ist damit eine Vorstellung von Gegenwart verbunden, die allererst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entsteht. Das Substantiv ›Gegenwart‹

gewinnt erst hier, und zunächst langsam, jenen zeitlichen Sinn, der den Begriff zum Mittelglied zwischen Vergangenheit und Zukunft macht.¹² Es ist insbesondere die Ästhetik des Sturm und Drang, mithin die poetologische Revolution des jungen Goethe und auch des jungen Schiller, die ›Gegenwart‹ als Begriff für die eigene Zeit plausibilisiert und Literatur und Kunst die Funktion zuschreibt, sich dieser Gegenwart als der jeweiligen sozial-ökonomischen Realität zuzuwenden. Einer der wichtigsten Theoretiker und Taktgeber einer Poetologie der kritischen Gegenwartsreferenz ist Louis-Sébastien Mercier mit seinem von Heinrich Leopold Wagner 1776 ins Deutsche übersetzten Buch *Neuer Versuch über die Schauspielkunst*, dem Goethe unter dem Titel *Aus Goethes Briefftasche* einige kleinere Texte seiner radikalen Frühpoetologie beigegeben hatte. Mercier fordert hier vom Dichter, sich mit der eigenen Gegenwart zu beschäftigen und die Stoffe aus der Tageszeitung zu nehmen. Nur so könne das Drama »Nützlichkeit für die Gegenwart«¹³ gewinnen. »Ich will«, heißt es, dass der Schriftsteller

das Interesse des Augenblicks, in dem er schreibt, nicht aus der Acht lasse; ich will einen Widerschein von den Geschäften, die die Nation in Bewegung setzen, bey ihm entdecken; ich will einen Mann hören, der mit dem, was um ihn herum vorgeht, bekannt, und in jenen weitaussehenden und sonderbaren Operationen, woran ganz Europa Theil nimmt, in jenen verwickelten Unternehmungen, die jeder heutzutage wissen muß*) nicht unerfahren ist.¹⁴

In der mit Sternchen gekennzeichneten Fußnote verweist Mercier auf die »dreyhundert Zeitungen, die unter verschiedenen Titeln in unserm Europa herumlaufen«, und er gesteht, dass er sie alle lese: »Preiß also und Heil allen Zeitungsschreibern dieser Welt!«¹⁵ Gegenwart im Sinne des synchronen Gesamtzusammenhangs von veränderlichen ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnissen ist

im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein neues epistemisches Objekt. Das erkennt man auch an Formulierungen, die versuchen, den noch nicht selbstverständlich verzeitlichten Begriff der Gegenwart zu umschreiben. Der Illuminat Adam Weishaupt spricht in einem Text aus dem Jahr 1787 von der Zeit, die im permanenten Wandel befindlich sei. So ändere »sich zugleich die Lebensart, der moralische und politische Zustand, die Begriffe von Glückseligkeit, das Betragen der Menschen gegen einander, ihre Verhältnisse unter sich, die ganze Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt.«¹⁶ Dass die Verhältnisse einen Zusammenhang bilden und dieser sich im Laufe der Zeit ändert, abstrahiert Weishaupt zur Formel der »ganzen Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt«. Das entspricht der Sache nach dem zeitlichen Begriff der Gegenwart, der abstrakt einen transitorischen, komplexen, synchronen Zusammenhang adressierbar macht.

Ebenfalls neu ist die Forderung, dass die ›Gegenwart‹ zum Thema und zum Stoff für Schriftsteller werden soll. Es sei, so Christoph Martin Wieland in *Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller*, einem Text aus dem Jahr 1784, deren Aufgabe, von ihrer eigenen Zeit und der eigenen Nation »ungeschmeichelte Bilder« zu liefern. Jedem Volk, so heißt es,

ist daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beytrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Policey, bürgerlichen und militarischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft u.s.w. [...] einiges Licht verbreitet, jeder solcher Beytrag ist schätzbar und verdient unseren Dank.¹⁷

Dies gelte auch dann, wenn dabei Negatives berichtet wird oder das Handeln der Fürsten so beschrieben werde, wie

es die Nachwelt sowieso »ohne Scheu heraussagen wird«. ¹⁸ Dass Schriftsteller sich auf die ›Gegenwart‹ im Sinne der gerade jetzt geltenden, aber verbesserungsfähigen sozialen Regelungen und politisch-ökonomischen Zustände beziehen sollen, ist etwas, das allererst Ende des 18. Jahrhunderts langsam gegen herrschende Diskursregeln etabliert wird, wobei die Thematisierung und gar die Kritik der Politik im eigenen Land weiterhin und bis nach der Französischen Revolution problematisch bleibt. Eine Zeitschrift wie *Klio. Eine Monatsschrift für französische Zeitgeschichte*, die seit Januar 1795 erschien und deutsche Innenpolitik kritisierte, wurde 1796 sogleich verboten. ¹⁹

Die Lage der Öffentlichkeit ist nach der französischen Revolution, d.h. zwanzig Jahre nach Merciers und zehn Jahre nach Wielands Appell zur Gegenwartszuwendung, dennoch eine ganz andere. Einerseits gibt es einen »exponentiell« anwachsenden Zeitschriftenmarkt ²⁰ und andererseits ist die Referenz auf die Gegenwart nun, jedenfalls im Hinblick auf die Französische Revolution und die Politik Europas, an der Tagesordnung. Einige Zeitschriften und Journale stellten sich bereits dem Titel nach in den Dienst der Aktualität: August Hennings gab ab Januar 1794 die Zeitschrift *Der Genius der Zeit* (1794–1800) heraus, die dem Grundsatz folgte, es sei »eine der wichtigsten Kenntnisse von dem Geiste der Zeiten richtige Begriffe zu haben, um sich ihm, oder ihn sich, harmonisch zu stimmen.« ²¹ Sogleich wird, wie zur Beruhigung, ein zweiter Grundsatz hinterhergeschoben, dass natürlich zu wünschen sei, »daß der Geist der Zeiten auf eine bescheidene, anständige und der Erhaltung der Ruhe und Ordnung gemäße Art öffentlich bekannt gemacht werde.« ²²

Seit Januar 1795 erschien die Zeitschrift *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, die die eigene Ge-

genwart und ihren Einfluss auf die in ihr Lebenden zum Gegenstand erklärt. In der »Rechenschaft über den Zweck und die Bearbeitung dieser Zeitschrift« betitelten Einleitung liest man, dass niemand etwas Großes oder Kleines unternehmen könne, »ohne dabey von den Bedürfnissen seiner Zeit geleitet, gestimmt und endlich gemeistert zu werden.«²³ Alle Lebenden werden mit Recht »Genossen der Zeit«²⁴ genannt, denn alles hängt *in der Zeit* mit allem zusammen:

Aber nicht bloß große Staatsverhältnisse stehen in gegenseitiger Verbindung. Gelehrsamkeit, Handel, Künste des Bedürfnisses und des Geschmacks, Sprache, Unterhaltung, Spiele, kurz alles, bis auf die Kleidertrachten herab, giebt und empfängt, in mannigfachen Tinten und Schattirungen, die herrschende Farbe seiner Zeit.²⁵

Daraus wiederum folgt der gegenwartsbezogene Zweck der gesamten Zeitschrift, nämlich »Beobachter der Zeit«²⁶ zu sein:

Wem kann es gleichgültig seyn, die Fäden, mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt und sich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte Band, welches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten und Spekulationen, Nothwendigkeit und Willkühr, Ernst und Tändelei mit einander verbindet, zu verfolgen?²⁷

Ein drittes Beispiel bietet Schiller selbst.²⁸ Er plante mit seinem Stuttgarter Verleger Johann Friedrich Cotta 1794 nicht nur die *Horen*, sondern zugleich ein politisches, gegenwartsbezogenes Journal, dessen Herausgeber er werden sollte. Am 28. Mai 1794 wurden die Verträge für beide Journale unterzeichnet.²⁹ Allerdings stieg Schiller aus diesem Projekt für eine europäische Staatszeitung bereits 14 Tage später wieder aus. Cotta realisierte sie dann ab Januar 1795 unter dem Titel *Europäische Annalen* mit dem Historiker Ernst Ludwig Posselt als leitendem Redakteur. Dieser dezidiert politischen Zeitschrift war ein großer Er-

folg beschieden, sie war für 25 Jahre die führende politische Zeitschrift in Deutschland und erschien bis 1820.³⁰ In den *Horen* wird am Ende des ersten Stücks die Ankündigung Posselts vom November 1794 für die *Europäische Annalen* abgedruckt. Ganz entgegen der Programmatik der *Horen* kommt in diesem Werbetext nun jene Rede zu Wort, die der politischen Gegenwart allerhöchste Priorität einräumt und verspricht, »ein treues historisches Gemählde von Europa, so wie jedesmal dessen neueste Gestalt ist«,³¹ zu liefern. Die *jedesmalig* veränderte Gestalt zu malen, das verspricht eine politische Chronik der Gegenwart, also eine Darstellung der, wie Weishaupt formuliert hatte, »jedesmaligen Lage der gleichzeitigen Welt«. Posselt selbst spricht in der Vorrede davon – und auch das ist ein Neologismus, der zeigt, wie neu und wenig selbstverständlich der Begriff der ›Gegenwart‹ in dieser Bedeutung noch war –, den Lesern »die Begebenheiten ihrer Gleichwelt«³² vor Augen zu führen. Mit dem Begriff der »Gleichwelt« ist eben jener Aspekt erfasst, der die Gleichzeitigkeit der gegenwärtigen Ereignisse als rückkoppelnden Zusammenhang denkt und mit dem Begriff ›Gegenwart‹ adressierbar und formulierbar macht.

Schillers *Horen* nun haben zwar selbst die Gegenwart und die Tagespolitik abgewiesen, sie sind als Spur, als Hintergrund und als Folie aber unhintergebar in ihnen präsent, nicht zuletzt durch die explizite Werbung für die politische Zeitschrift Posselts. Blickt man in Posselts Vorrede, dann wird deutlich, wie stark die Gegenwart der Gründungszeit der *Horen*, die Jahre 1794 und 1795, vom Krieg – und damit korrespondierend – von einem dezidierten Gegenwartsbewusstsein geprägt ist. »Der jezige Krieg,« so schreibt Posselt in der Ankündigung seines Journals in den *Horen*, sei »unter allen, die je geführt wurden, der wichtigste.«³³ Es gab, so heißt es dann in der Vorrede, noch nie

eine Krise, mit deren Entscheidung so unmittelbar das Schicksal nicht nur *ganzer Staaten*, sondern selbst auch jedes *Individuums* zusammenhieng! *Andre Kriege* wurden nur um *Länder* geführt; *der jezige* gilt *Grundsätze*: ausser der *sichtbaren Macht* von beiden Seiten – den Festungen, Kanonen, Bajonetten – ist noch ein andrer *unsichtbarer*, noch entscheidenderer Kampf zwischen *zwei Systemen*, die entweder eines das andere überwältigen, oder sich von beiden Seiten zu Modificationen herabstimmen müssen.³⁴

Daher sei unabweisbar, dass jeder denkende Mensch sich für seine Gegenwart interessieren müsse, nicht zuletzt, weil in ihr über die Zukunft entschieden werde. Gegenwart, so Posselt, ist unhintergebar geworden, sie ist der Gegenstand der Zeitschrift:

[D]ies seltsam-bunte, chaotisch durcheinandergeworfene Gewühle von Tugend und Laster, Grösse und Kleinheit, Thaten eines Gottes und Thaten des Thiers – das alles wollen wir, soviel der nahe Gesichtspunkt des Zeitgenossen gestattet, in einer Reihe von Gemälden, so wie jedesmals die neueste Tagesgeschichte den Stoff dazu beut, vor den Lesern aufzustellen versuchen.³⁵

II. *Die Horen* und die Komposition des ersten Stücks

Das ist der Hintergrund, vor dem Schiller entschieden hat, sich seinerseits dem beschränkten Interesse der Gegenwart zu entziehen und eine Marktlücke darin zu suchen, sich gegenüber der Tagesaktualität ein strenges Stillschweigen aufzuerlegen. Zugleich aber endet das erste Stück paradoxerweise mit dem Aufruf, sich der Gegenwart zuzuwenden, nämlich mit Posselts Ankündigung jener politischen Zeitschrift, aus der Schiller ausgestiegen war. Es leuchtet ein, dass Schiller Cotta nicht verwehren konnte, diese sozusagen *Horen*-widrige Ankündigung in den *Horen* abzu-

drucken. Sie bildet einen nachgerade ironischen Schlusspunkt der Komposition des ersten Stücks, das mit seinen vier Beiträgen eine intensive Auseinandersetzung mit der Gegenwart und *gegen* die Gegenwart führt. Das Inhaltsverzeichnis des ersten Stückes listet folgende Beiträge:

- I Epistel. [Goethe]
- II Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. [Schiller]
- III Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. [Goethe]
- IV Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit. [Fichte]

Die Ankündigung der politisch-gegenwartsbezogenen Posseletschen Zeitschrift, die im Inhaltsverzeichnis nicht erscheint, bildet mit Goethes eröffnender *Epistel* eine korrespondierende Rahmung, insofern Goethes Text, und damit die *Horen* selbst, ironischer Weise mit dem Wort *Jetzt* beginnt:

Jetzt da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungedultig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit propfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meynung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meynen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.³⁶

Geradezu als Kontrapunkt zur *Ankündigung* stellt Goethe das Schreiben und das Schreiben über das Schreiben, zu dem auch die *Horen* beitragen, in den Kontext einer expansiven Öffentlichkeit der Gegenwart, in der Lesen und Schreiben im jeweiligen Jetzt und als eine unendliche Folge von Jetztmomenten aufeinanderfolgen, ohne verändernden Effekt auf Gesinnungen und Meinungen: »Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen / Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden«.³⁷

Goethes *Epistel*, die er vor Schillers Abfassung der einleitenden *Ankündigung* an diesen sendete,³⁸ erschöpft sich allerdings nicht in einer Ironisierung des Programms der *Horen*, vielmehr umkreist der Text die Paradoxie von Ökonomie und Anökonomie des Schreibens und Buchdrucks. Auf der einen Seite tritt der Sprecher als Vertreter eines expandierenden Gewerbes auf, das angesichts wogender Textmengen den Wünschen des Publikums schmeicheln muss:

Doch so fährt der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen. [...] Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußst du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheint,
Was sie wünschen und was sie selber zu leben begehren.³⁹

Andererseits verweist das Märchen des »zerlumpten Rhapsoden«, das im zweiten Teil der *Epistel* im reichen Venedig erzählt wird und das von »Hans ohne Sorge« auf der Insel Utopien handelt, ironisch darauf, dass ›Leben‹ ohne Ökonomie unmöglich ist. Der Text als kompositorisches Gefüge lässt sich auf einzelne Aussagen nicht reduzieren. Als *Reflexion* von ›Gegenwart‹ und ihrer materiell-publizistischen Bedingungen folgt der Text der *Horen*-Programmatik einer Abstinenz von unmittelbarer Gegenwartsreferenz durchaus.

Der zweite Beitrag enthält Schillers *Ästhetische Briefe* 1 bis 9, worauf als dritter Beitrag der Beginn, nämlich das einleitende Rahmengespräch, von Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* folgt. Schillers neunter ästhetischer Brief steht so in unmittelbarer Nachbarschaft zur Einleitung in Goethes *Unterhaltungen*, wobei der Zusammenstoß der Beiträge II und III genau die Mitte des ersten Stücks bildet (S. 48 von insgesamt 96 Seiten). Die

Forschung hat die Frage, ob und inwiefern hier auch verschiedene Positionen zusammenstießen, breit diskutiert. Dass Schiller von Goethes *Unterhaltungen* enttäuscht war und monierte, dass sich der Text zu unmittelbar auf die politische Gegenwart beziehe, lässt sich dabei aus den Briefen Schillers eindeutig belegen. An Gottfried Körner schreibt er am 29. Dezember 1794:

Ich komme daher in den ersten Stücken in eine gedrängte Lage, weil Göthe und ich fast alles dafür liefern, und leyder Göthe nicht die exquisitesten Sachen, und ich nicht die allgemeinverständlichsten. Göthens Erzählungen und meine Briefe machen in den ersten Stücken die Maße aus, und jene sind nicht von dem Werth, wie seine übrigen Arbeiten, diese kennst Du.⁴⁰

Aus dem Brief Schillers an Goethe vom 29. November 1794, in dem er ihm für die Einleitung in die *Unterhaltungen* dankt, spricht wenig Begeisterung. Im Gegenteil regt er Veränderungen im Hinblick auf die programmatische Passung des Textes für die *Horen* an:

Weil ich mich in meiner Annonce an das Publikum auf unsere Keuschheit in politischen Urteilen berufen werde, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was sie dem Geheimrat in den Mund legen, eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigsten zahlreiche, nicht vielleicht Anstoß nehmen dürfte?⁴¹

Ob und inwiefern Goethe seinerseits Vorbehalte gegen die *Ästhetischen Briefe* Schillers hatte oder gar das Rahmengespräch der *Unterhaltungen* im kritischen Dialog mit diesen entwickelte, ist dagegen umstritten. Während Ulrich Gaier Goethes Einleitung in die *Unterhaltungen* für eine Satire der *Ästhetischen Briefe* hält und entsprechend Differenzen beider Autoren minutiös herausarbeitet,⁴² halten andere, wie etwa Gerrit Brüning, an der in den Briefen von Goethe und Schiller geäußerten grundsätzlichen Zustimmung

fest.⁴³ Jenseits dieser Kontroverse und ihrer verdachts-hermeneutischen Fokussierung auf implizit ausgetragene Positionskämpfe lässt sich allerdings feststellen, dass die Frage nach dem Umgang *in* der Gegenwart mit den (kriege-rischen) Bedingungen *der* Gegenwart einen gemeinsamen Horizont der Texte bildet. Sowohl die *Ästhetischen Briefe* 1 bis 9 als auch die Einleitung in die *Unterhaltungen* begründen auf ihre Weise und mit unterschiedlichen Akzentuierungen eine Abwendung von der Gegenwart – und beide beziehen sich dabei auf den Krieg.

Schillers *Ästhetische Briefe* 1 bis 9 sind durchgängig Zeitdiagnose, Zeitkritik und Zeitreflexion: »Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist«,⁴⁴ heißt es im zweiten Brief; der »Genius der Zeit«⁴⁵ habe eine falsche Richtung genommen, der »Nutzen« sei jetzt das »große Idol der Zeit«.⁴⁶ Die Frage, wie der Mensch den Vernunftstaat gegen den Naturstaat setzen könne, impliziere ein Problem der Zeit, denn die physische Gesellschaft, das heißt der Naturstaat, dürfe »*in der Zeit* keinen Augenblick aufhören«.⁴⁷ Wie aber kann, so heißt es im vierten Brief, der Mensch »*in der Zeit* mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen?«⁴⁸ Gerade das Drama der »jetzigen Zeit« zeige angesichts der Revolution »hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Äußersten des menschlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraum vereinigt.«⁴⁹ So dann blickt Schiller mit »Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter« und vergleicht die »gegenwärtige Menschheit«⁵⁰ mit den Griechen, bekanntlich zuungunsten der heutigen, die Schiller gut rousseauistisch als durch Kultur zersplittert in einem »Gemählde der Gegenwart«⁵¹ präsentiert, das die »nachteilige Richtung des Zeit-Charakters und ihre Quellen«⁵² aufzudecken bestrebt ist. Dann kehrt Schiller wieder zum »jetzigen Zeitalter« und zum »Charakter der

Zeit«⁵³ zurück und stellt eine düstere Zukunftsprognose von Unterdrückung und Gewalt.

Aber, so fragt Schiller, wie reimt sich das mit unserem aufgeklärten Zeitalter? »Woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?«⁵⁴ Hier folgt dann mit der These, die Antwort liege in der Trägheit der menschlichen Natur und »der Feigheit des Herzens«, im achten der Übergang zum neunten Brief, der im ersten Stück der *Horen* das Finale dieses Beitrags darstellt. Schon der achte Brief greift auf den Mythos zurück und auf die mythische Situation des Krieges: Die Vernunft werde »so wenig wie der Sohn des Saturns in der Ilias, selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunter steigen.«⁵⁵ Vielmehr wähle sie den würdigsten Krieger aus und bekleide ihn, »wie Zeus seinen Enkel«, gemeint ist Achill, mit »göttlichen Waffen« und könne so den Sieg herbeiführen. Einer solchen Kriegstaktik der Vernunft entspricht wiederum, wie Schiller auf der nächsten Seite schreibt, »der alte Mythos«, der die »Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupt steigen« lasse, denn »schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch.«⁵⁶

Gegen Schwäche, Trägheit und Selbsttäuschung der aufgeklärten Gegenwartsmenschen ruft Schiller hier Achill und Athene auf, mythische Figuren, die kompromisslos Krieg führen. Die Argumentation kulminiert im neunten Brief, der nun Gegenwartsdistanzierung durch die Überzeitlichkeit der Kunst als Lösung präsentiert. Dies sei die Idee, auf die bis jetzt die gesamte Argumentation zugelaufen sei. Sie liegt als Programmatik letztlich auch den *Horen* zugrunde. In diesem neunten Brief nun, der, wie gesagt, die Mitte des ersten Stücks bildet, greift Schiller neuerlich auf den Mythos zurück, um zu plausibilisieren, wie der Mensch Distanz zu seiner Zeit wahren kann, wie er sich mit einer kriegerischen Rüstung oder göttlichen Waffen bekleiden

und so *immunisieren* kann, dass er als Sohn seiner Zeit nicht ihr Zögling oder gar ihr Günstling werde. Das Bild, das Schiller aufruft, ist wiederum eines der Gewalt, in dem nun die Gegenwart als Mutter und der Sohn als Rächer des Vaters erscheint:

Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen.⁵⁷

Wieder geht es um ein Phantasma kriegerischer Männlichkeit, nun in Gestalt des Muttermörders Orest, der seinen Vater rächt, indem er dessen Mörderin, die Mutter, tötet. Die Metaphorisierung der Gegenwart als Mutter, der man sich, wenn man zu Form und Gesetz und Überzeitlichkeit strebt, entziehen – oder gegen die man sich sogar gewaltsam wenden muss –, denkt Gegenwart nicht nur als politisch-ökonomischen Zusammenhang, sondern gleichsam als Nährlösung, als Umwelt, deren Prägungen man schutzlos ausgesetzt ist. Das gilt nun aber auch für den zukünftigen Orest selbst, der – gerade, weil die Gegenwart immer notwendig als Nährflüssigkeit wirkt und prägt – in ein fernes Zeitalter geschickt werden soll, aus dem er dann als Rächer zurückkommt, um Schrecken zu verbreiten. Die Wirkung der vergangenen Gegenwart auf den gegenwärtigen Gegenwartssohn soll als Männlichkeitsschmiede gegen die eigene Gegenwart, d.h. gegen die eigene vatermordende, das Vaterrecht korrumpierende Mutter, in Stellung gebracht werden, um die jetzige Gegenwart zu reinigen.

Dieses mythologische Bild, das Widerstand gegen die eigene Zeit heroisiert und mit Konzepten von Männlichkeit versus Weiblichkeit verknüpft, hat ein Echo in dem vierten

Beitrag des ersten Stücks, in Johann Gottlieb Fichtes Aufsatz *Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit*. Auch Fichte kämpft gegen die Trägheit des Geistes, die sich durch innere Gesetze und in der Bestimmbarkeit durch das Außen zeigt: »Sein [des Menschen] Geist ist eine Maschine, wie sein Körper; nur eine Maschine anderer Art, eine vorstellende Maschine, bestimmt durch die Einwirkung von aussen, und durch seine nothwendigen Naturgesetze von innen.«⁵⁸ Dem »blinden Hange«, d.h. der Bestimmbarkeit von außen zu widerstreben, ist Freiheit, kostet aber »Anstrengung und eigne Kraftaufwendung«.⁵⁹ Insbesondere kostet es Anstrengung, jener Zeit, die den mechanischen Ablauf der Gedanken bedeutet, entgegenzutreten, und über die Zeit zu herrschen.⁶⁰ Fichte bringt das Ich gegen die Gegenwart noch radikaler in Stellung als Schiller. Er fundiert das Glück des Selbstseins im Willen, überhaupt nichts von außen aufzunehmen. Hier würde also auch ein Ausflug in die Antike nicht helfen, denn auch hier müsste das Subjekt sich diesen Einflüssen entgegenstemmen. Das Abweisen des Außen – »alle Untersuchung muss von innen heraus, nicht von außen herein«⁶¹ passieren – wird von Fichte als Kraft und diese wiederum als Produkt der Freiheit gefasst: »Meine Kraft ist mein, lediglich in wiefern ich sie durch Freiheit hervorgebracht habe.«⁶²

Das Thema, wie ›die Gegenwart‹ und ihre Bedingungen auf Schriftsteller wirken und diese prägen, zieht sich durch alle drei Jahrgänge der *Horen* hindurch. In Goethes berühmtem Aufsatz *Litterarischer Sanscüllotismus* im fünften Stück des ersten Jahrganges heißt es:

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er gebohren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert

in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.⁶³

Dass Genies an ihrem Jahrhundert leiden oder aber von ihm profitieren, korrespondiert wiederum mit einem Beitrag Herders für das neunte Stück mit dem Titel: *Homer, ein Günstling der Zeit*. Herder beschreibt hier das Glück Homers, »dieses ruhmvollen Sohnes der Zeiten«,⁶⁴ im antiken Griechenland gelebt zu haben. Die Wirkung dieser damaligen Gegenwart wird, wie bei Schiller, nur jetzt in positivem Sinne, einmal mehr der Mutter zugeschrieben: »Das liebliche Jonien, die Mutter aller Künste, gebahr Homer.«⁶⁵ Als ein »begünstigter Sohn der Zeit«⁶⁶ erscheint ihm Homer, weil bereits vor ihm – durch die Kette der mündlichen Überlieferung auf den Flügeln der Zeit – eine Art Formevolution stattgefunden hat, in die Homer hineinwächst.⁶⁷ Schiller selbst nimmt das Motiv in seinem Gedicht *Die Dichter der alten und neuen Welt* im 12. Stück des ersten Jahrganges wieder auf:

Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Lied!
Jeder, als wär ihm ein Sohn gebohren, empfing mit Entzücken,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entbrannten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang,
Dem noch von aussen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte,
Das der Neuere kaum – kaum noch im Busen vernimmt.⁶⁸

Dann folgt die Warnung an den Gegenwartsdichter, überhaupt etwas vom gegenwärtigen Außen aufzunehmen. Um Dichter sein zu können, müsse er die jetzige Welt vergessen:

Weh ihm, wenn er von aussen es jetzt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leyht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine – vergißt.⁶⁹

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Gegenwart im Hinblick auf die Notwendigkeit, sich ihr zu entziehen, das sollte hier gezeigt werden, ist ein durchgängiges heft- und autorenübergreifendes Motiv der *Horen*.

Das gilt nicht zuletzt für die einleitende Rahmenerzählung in Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, die im so symmetrisch komponierten ersten Stück auf Schillers erste neun *Ästhetische Briefe* folgt. Wiederum geht es um den Krieg und die Gegenwart. Die Einsicht Possetts, dass der Krieg um Grundsätze und Systeme geführt werde und daher jedes Individuum berühre und, wie es in der *Ankündigung der Horen* heißt, die Gemüter in Spannung versetze, ist Gegenstand von Goethes Einleitung: Altes und neues politisches System und die entsprechenden Anhänger stehen sich unversöhnlich gegenüber. Die relative Aktualität der realen Ereignisse, die Belagerung von Mainz (April bis Juli 1793), wie sie hier thematisch wird, führt zu einer leidenschaftlichen Parteilichkeit des fiktiven Personals. Goethe demonstriert – in Parallele zu Schillers *Ankündigung der Horen* – die Eskalationsdynamik einer gespaltenen Gesellschaft, in der die Argumente in ihrer polemischen Schärfe immer unsachlicher und persönlicher werden und die Gemüter von der Gegenwart »aufgespannt« sind. Die Öffentlichkeit *en miniature*, die Goethe hier darstellt, ist eine der Tendenz nach bellizistische Öffentlichkeit, die nurmehr der Logik von Freund und Feind folgt. Der Krieg greift auch auf die Emotionen und Meinungen derjenigen über, die selbst gar nicht im Krieg sind: »Müssen denn eure Gemüter nur so blind und unaufhaltsam wirken

und drein schlagen wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?«, fragt die Baronesse.⁷⁰ Das versuchte Heilmittel ist auch hier die Verbannung des Tagesinteresses zugunsten literarischer Unterhaltungen. Der Theorie der Geselligkeit folgend, die die Baronesse vorträgt, soll das Politische in privaten Zirkeln der Gleichgesinnten ausgesprochen, in der Gesellschaft aber taktvoll vermieden werden.

Die Novellen allerdings thematisieren ihrerseits das Gespenstische einer Gegenwart, die sich von störenden Erscheinungen und Geräuschen nicht reinigen lässt. Das nahe Geräusch des Krieges, das am Beginn der *Horen* aufgerufen und verbannt werden soll, kehrt in Goethes *Unterhaltungen* zunächst als Störung des gesellschaftlichen Friedens (im Rahmengespräch) und dann, gleich in der ersten Novelle, *Die Sängerin Antonelli* (im zweiten Stück), als Geräusch von Klatschen und Schüssen, und in der zweiten Novelle (ebenfalls im zweiten Stück), als unheimliches Klopfergeräusch wieder.

Geräusche dieser Art verweisen auf verborgene Zusammenhänge, die sich nicht aufklären lassen, die aber eben deshalb eine zeit- und raumgenaue Gegenwartsbeobachtung erfordern. Angesichts des mit lautem Knall geborstenen Schreibtisches in der Rahmenerzählung (zwischen erster und zweiter Novelle im zweiten Stück der *Horen*) ist es Karl, der dem gespenstischen Phänomen mit Messinstrumenten auf den Leib rücken will, mit Barometer und Hygrometer, und Fritz ist es, der eine minutengenaue Erfassung der Ereignisse fordert, um die Zusammenhänge zu klären.⁷¹ Mittels einer Karte der Gegend, also einem Aufzeichnungsmedium des Raumes, kann er die Position des Knalles bestimmen und eine Hypothese über den verborgenen Zusammenhang zwischen den beiden Schreibtischen

herstellen. Die Gegenwart drängt sich auch hier unhintergebar auf. Sie drängt sich auf als Gespenst, das zu erklären, wie der Alte in den *Unterhaltungen* sagt, »uns immer die nötigen Instrumente fehlen«. Die Revolution, die alle Gemüter in die Gegenwart reißt und sozusagen bannt, kehrt in den Novellen wieder als das »Spucken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt«, ⁷² und das die Gegenwart als »körperlose[r] Partheigeist« ⁷³ heimsucht und ihrerseits die Figuren in Bann hält. In der Reflexion auf die Verschiebung von der Revolution auf das Gespenstische in der Kopplung von Rahmenerzählung und Novellen scheint aber doch die Möglichkeit auf, dem Gegenwartsbann zu widerstehen. Statt antiker ›Überzeitlichkeit‹ und Reinigung plädiert Goethes Variante für Darstellung und Reflexion.

III. Das Ende der *Horen* und die Öffentlichkeit

Im Hinblick auf eine Geschichte der begrifflichen und konzeptuellen Reflexion von ›Gegenwart‹ markiert die Auseinandersetzung in den *Horen* mit der ›Gegenwart‹ als negativer Größe, der sich Dichter und Künstler zu entziehen haben, eine neue Wendung. An die Stelle der Hinwendung zur Gegenwart als Stoffquelle für Literatur und als epistemisches Objekt für Beobachter der eigenen Zeit, wie dies, wie eingangs gezeigt, im Sturm und Drang etabliert wurde, ⁷⁴ tritt eine Programmatik der radikalen Gegenwartsdistanzierung, die zugleich als Voraussetzung männlich konnotierter Kunst und Literatur firmiert, die dem Zeitgeist nicht unterworfen sein soll. Der wohl wichtigste Grund für diesen Wandel liegt in der Struktur der Öffentlichkeit selbst, die seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts von einer explosiven Zunahme an Schriftkommunikation auf dem stark

wachsenden Buchmarkt geprägt ist, der, so die vielfach geäußerte Klage, das Leichte und das Verkäufliche priorisiert. Eine plastische Gegenwartsanalyse des Buchmarktes Ende des 18. Jahrhunderts liefert – mit dieser Stoßrichtung – der Schriftsteller und spätere Zeitschriftenherausgeber Johann Gottfried Pahl in seinem Aufsatz: *Warum ist die deutsche Nation in unserem Zeitalter so reich an Schriftstellern und Büchern* aus dem Jahr 1792.⁷⁵ Die ständeübergreifende Ausbreitung der Wissenschaften und der Schriftkommunikation in der Aufklärung und der parallel expandierende Buchmarkt, der die »Leseliebhaberei«⁷⁶ bediene, prämiere gerade das Populäre und das Leichte: »Gerade die leichteste und müheloseste Arbeit wird am reichlichsten belohnt.«⁷⁷ So führt die Aufklärung und die quantitative Verbreitung von Wissenschaften, Autor- und Leserschaft eine dunkle Rückseite mit sich, den Markt und seine Gesetze, deren Macht auch sie selbst nicht entkommen kann:

Vorzeiten befaßte sich niemand mit Lektüre als der eigentliche Gelehrte, oder derjenige der sich zum Gelehrten zu bilden suchte [...]. Nun aber verhält sich die Sache ganz anders. Die Wissenschaften haben nicht nur aufgehört das Eigenthum eines gewissen Standes zu seyn, sondern es ist auch, wenigstens oberflächliche, Kenntniß derselben, sogar Bedürfniß aller gebildeten Menschenklassen geworden. [...] Durch dieses Bedürfniß wurde Schriftstellerei ein Gewerbe das oft mit geringer Mühe und ohne Gefahr große Summen eingetragen hat.⁷⁸

Der quantitativen Zunahme an Schreibern, Leserinnen und Lesern (und den Gesetzen des »Gewerbes«) folge der »Geist der Flüchtigkeit«⁷⁹ auf dem Fuße, so dass mehr Schaden als Nutzen zu befürchten sei: Das Gute »wird unter der Menge des Schlechten begraben.«⁸⁰

Der Versuch Schillers, die »vorzüglichsten Schriftsteller der Nation«⁸¹ mit der Gründung einer Zeitschrift zu ver-

sammeln, zielt demgegenüber darauf ab, mit den Autoren auch deren kleine Leserkreise zu vereinigen, die Qualität zu würdigen wissen. Das Problem sei nicht, dass es überhaupt an Käufern für gute Journale fehle, »aber dieses Publikum teilen sich zu viele einzelne Journale.« Das »vorher geteilt gewesene Publikum« soll als »ganze lesende Welt«⁸² zusammengeführt werden. Einerseits unterstellen sich die *Horen* dem Ziel, die »politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen«, andererseits soll dies geschehen als Vereinigung von Käufern auf dem Markt der Journale. So entsteht das Paradox, dass die Zeitschrift, die als Friedensprojekt des Allgemeinen zwar Gegenwartsbezüge, Tagespolitik und Krieg meiden will, zugleich aber in der Gegenwart und in der Konkurrenz auf dem Markt als Vereinigungsprojekt der Leser selbst kriegerisch auftritt. Die *Horen* verband Schiller mit der Vorstellung, andere Zeitschriften aus dem Felde zu schlagen und rasch zu einer Art Monopolstellung zu gelangen: An Cotta schreibt er am 10. Juli 1794: »Alsdann rechne ich auch darauf, daß der Merkur nach dem ersten Jahr der Horen von selbst fallen soll, so wie alle Journale, die das Unglück haben, von ähnlichem Inhalt mit den Horen zu seyn.«⁸³ Die ganze lesende Welt, die jetzt in Zirkel gespalten sei, sollte – nicht zuletzt durch strategische Rezensionspolitik⁸⁴ – zum gemeinsamen Publikum der *Horen* werden, die Schiller in einem Brief an Friedrich von Hoven vom 21. November 1794 gar als »Weltjournal«⁸⁵ bezeichnete.

Beide Vereinigungen scheiterten an der Paradoxie ihrer Gleichzeitigkeit. Weder die Mitarbeiter noch das Publikum waren bereit, dem elitären Programm zu folgen. Es gab nach dem anfänglichen Erfolg zunehmend Kritik und negative Rezensionen (etwa von Friedrich Schlegel), es kam zu Streit und Zerwürfnissen (etwa zwischen Schiller und Fichte

und Schiller und August Wilhelm Schlegel), der Krieg unterminierte die *Horen* auch von innen heraus.⁸⁶ Mitarbeiter blieben aus, die Auflagenzahl sank.⁸⁷ Man kann die *Horen* als ein öffentlichkeitspraktisches Experiment verstehen, in dem ein letztes Mal versucht wird, im Sinne der Aufklärung eine einheitliche Öffentlichkeit zu schaffen, allerdings paradoxerweise mit polemischen Mitteln und der Entgegensetzung von parteiischem Gegenwartsinteresse einerseits und dem überzeitlichen Allgemeinmenschlichen andererseits.⁸⁸ In dem Maße, wie Schiller und Goethe ab dem zweiten und dritten Jahr eine Art »Hasenjagd«⁸⁹ gegen einzelne Kritiker und letztlich gegen das Publikum führten, stand am Ende die Einsicht, dass an die Stelle von poetischer Belehrung und Erziehung, von Überzeugung des Anderen und diskursiver Vermittlung verschiedener Positionen nurmehr die aggressive Irritation treten könne. An Goethe schreibt Schiller am 17. August 1797:

Soviel ist auch mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten, im ganzen genommen, durch die Poesie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir däucht, wo das eine nicht zu erreichen ist, da muß man das andere einschlagen. Man muß sie incommodiren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. Eins von beiden, entweder als ein Genius oder als ein Gespenst muß die Poesie ihnen gegenüber stehen.⁹⁰

Das klingt nicht mehr nach Versammlung aller unter der Fahne des Überzeitlichen, sondern nach jenem Orest, der als fremde Gestalt aus der Antike in sein Jahrhundert zurückkehrt – allerdings nicht mehr mit der Aussicht, es zu reinigen, sondern vielmehr, um es als Genius oder Gespenst zu irritieren und zu schrecken. Die Öffentlichkeit ist unhintergebar plural, in Parteien und Gruppen gespalten. Dem Kampf um politische und ästhetische Positionen im Krieg der Meinungen korrespondiert der Markt und der Kampf

um Absatz und Auflagen. Aus einer gefühlten Opposition heraus führten Goethe und Schiller diesen Krieg unter akribischer Beobachtung ihrer publizistischen Gegenwart.⁹¹ Wie Inquisitoren waren sie auf der Suche nach möglichen Häretikern ihrer Kirche, wie Terence James Reed das einmal treffen formuliert hat.⁹²

Ich möchte auf einen letzten Aspekt der Beziehung der *Horen* auf Zeit und Gegenwart abschließend hinweisen, auf die Rolle der Autorinnen. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Schiller mit seinen Zeitgenossen Kompromisse machen musste, um die Zeitschrift zu retten, nimmt er vor allem im dritten Jahrgang verstärkt Beiträge von Frauen auf. Schiller hat dies selbst in den Horizont der notwendigen Niveausenkung gestellt: »Wir müssen alles, was wir finden, für die *Horen* zusammenraffen«, schreibt er am 18. Januar 1797 an Goethe. Und Cotta hatte er bereits am 16. November 1795 versprochen: »Ich werde nach und nach schon Mitarbeiter auftreten lassen, die dem Publikum gefallen.«⁹³ Das waren unter anderem Autorinnen wie Amalie von Imhoff, Sophie Mereau oder Caroline von Wolzogen.⁹⁴ Mereau und von Wolzogen steuerten Romanpassagen zu den *Horen* bei, die Schiller sozusagen *contre coeur* Respekt abnötigten, die er aber dennoch als Kunst nicht gelten lassen wollte. »Ich muss mich wirklich wundern, wie unsere Weiber jetzt, auf bloß dilettantischem Wege, eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst sehr nahe kommt«,⁹⁵ schreibt er an Goethe am 30. Juni 1797. Wobei noch dazu kam, dass eben diese Romane im Gegensatz zu den eigenen Produktionen beim Publikum Erfolg hatten, was wiederum ihre Satisfaktionsfähigkeit als Kunst in den Augen der beiden Dioskuren minderte. Das Schema, nach dem Goethe und Schiller die erfolgreichen Beiträge der Frauen beurteilten, gehört wiederum in den Kontext der

notwendigen Kraft, sich von der Gegenwart abzusetzen. Sich »von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben«,⁹⁶ eben diese gegenwartsdistanzierende *Form*, sei den Frauen in ihrer Subjektivität und bestimmbaren Phantasie verwehrt und offenbar nur Männern möglich. Es gehört zum fatalen Erbe der *Horen*, dass schreibende Frauen zwar durchaus von Schiller gefördert wurden, aber letztlich in ihrer angeblichen passiven Zeitgemäßheit allenfalls die *Horen* auf dem Markt retten sollten. An Goethe schreibt Schiller am 6. Februar 1798 über von Wolzogen:

Es ist wirklich nicht wenig, bei so wenig solider und zweckmäßiger Kultur, und bloß vermittelt eines fast leidenden *Auf-sich-wirkenlassens* und einer mehr hinträumenden als hellbesonnenen Existenz doch so weit zu gelangen, als sie wirklich gelangt ist.⁹⁷

Frauen schreiben, ohne sich besonnen gegen das Außen der Gegenwart undurchlässig zu machen – und exakt dafür werden sie vom Markt honoriert. Der Markt ist immer der Markt der Gegenwart, auf ihm setzt sich durch, was eben jetzt käuflich und verkäuflich ist. Goethes vor diesem Hintergrund entwickelte Schema des Dilettantismus formuliert wiederum das Verhältnis zur eigenen Zeit als entscheidendes Kriterium: »Die Kunst gibt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit. Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.«⁹⁸ Dass im Rahmen von Kriegen, von bellizistischer wie marktförmiger Öffentlichkeit, die allesamt als Gegenwartsbann auf die Gemüter wirken, eine Kraft oder auch ein Ort gebraucht wird, der diesen Bann zumindest reflektiert und ihm auch entgegenwirken kann, scheint mir ein Erbe der *Horen*, das wir unvermindert antreten sollten.

Anmerkungen

- 1 Die Horen, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. III f. (NA 22, 106–109, hier 106). Die programmatische Einleitung, die die *Horen* eröffnet, hatte Schiller bereits am 10. Dezember 1794 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* unter dem Titel *Avertissement* publiziert.
- 2 Ebd., S. VI.
- 3 Ebd., S. IV (Hervorhebung im Original).
- 4 Schiller an Goethe, 26. Januar 1798. NA 29, 196.
- 5 Ebd.
- 6 Schiller an Goethe, 1. November 1795. NA 28, 93 f., hier 94. Die Feindschaft mit Nicolai wird auch für die Zukunft als Front befestigt: »Nicolain sollten wir aber doch von nun an, in Text und Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln.« (Ebd.) Dass die Feindschaft der *Horen*-Autoren gegen ihre Kritiker grundsätzlich und dauerhaft sein soll, schreibt Goethe am 30. Oktober 1796 an Johann Heinrich Meyer: »Wir haben in dem Schillerschen Musenalmanach eine sehr lebhaftes Kriegserklärung gegen das Volk gethan und sie so gewürzt daß sie wenigstens jedermann lesen wird [...] Ich hoffe, wir sollen uns bei unserm bösen Ruf erhalten und ihnen mit unserer Opposition noch manchen bösen Tag machen.« (GB 11, 164–167, hier 166).
- 7 Schiller an Goethe, 23. November 1795. NA 28, 110 f., hier 111.
- 8 Goethe an Schiller, 21. November 1795. NA 36, 27–29. Der Wille zur Kriegserklärung richtet sich auf die Vorrede von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg in: *Auserlesene Gespräche des Platon*, Theil 1, Königsberg 1795. Goethe benutzt häufig militärische Metaphern im Kontext der *Xenien*, aber auch im Rahmen seines Kampfes gegen die Newtonianer (Farbenlehre). Vgl. Franz Schwarzbauer: *Die Xenien*. Studien zur Vorgeschichte der Weimarer Klassik. Stuttgart 1993, S. 211–213.
- 9 NA 1, 309–360, hier 315.
- 10 Schiller an Goethe, 18. November 1796. NA 29, 8–10, hier 8.
- 11 Schiller an Goethe, 25. Juni 1799. NA 30, 64. Vgl. zu diesem Komplex: Terence James Reed: *Ecclesia militans: Weimarer Klassik als Opposition*. In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hg. von Wilfried Barner u.a. Stuttgart 1984, S. 37–53, der den Krieg der Klassiker als Kampf einer kleinen Opposition für Autonomie der Kunst und politische Freiheit gegen die Rückständigkeit ihrer Zeitgenossen würdigt. Es fehlt allerdings bei dieser inhaltlichen Parteinahme der Positionen eine Analyse der diskursiven Bedingungen ihrer Artikulation. Das gilt auch für Gert Oberempts: *Die Literaturdebatte*

um Schillers *Horen* oder Poeten auf Kriegspfad: die Brüder Schlegel reizen Schiller und werden darüber zu Romantikern. In: Gegen die Zeit. Schiller & Co. Die Klassiker als Zeitgenossen. Bremerhaven 2005, S. 73–97. Er sieht in den *Xenien* und den persönlichen Zerwürfnissen zwischen Schiller und den Schlegels die wichtigste Bedingung der »Abzweigung der romantischen Schule von der klassizistischen« (ebd., S. 87). Diese Formulierung wiederum entlehnt er: Josef Körner: Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Goethe und Schiller. Berlin 1924, S. 75.

- 12 Vgl. hierzu grundlegend Ingrid Oesterle: ›Es ist an der Zeit!‹ Zur kulturellen Konstruktionsveränderung von Zeit gegen 1800. In: Goethe und das Zeitalter der Romantik. Hg. von Walter Hinderer, Alexander von Bormann und Gerhart von Graevenitz. Würzburg 2002, S. 91–119, sowie: Johannes F. Lehmann: Sichtbare/Unsichtbare Gegenwart (Polizei und Genie um 1800). In: Gegenwart denken. Diskurse, Medien, Praktiken. Hg. von Johannes F. Lehmann und Kerstin Stüssel. Hannover 2020, S. 219–240.
- 13 [Louis Sébastien Mercier]: Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen [von Heinrich Leopold Wagner]. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776, mit einem Nachwort von Peter Pfaff. Heidelberg 1967, S. 199.
- 14 Ebd., S. 200.
- 15 Ebd.
- 16 Adam Weishaupt: Anrede an die neu aufzunehmenden Illuminatos dirigentes. In: Nachtrag von weitem Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt, sonderbar aber den Stifter derselben Adam Weishaupt, gewesen Professor zu Ingolstadt betreffen [...]. Zwo Abtheilungen, Bd. II. München 1787, S. 44–121, hier S. 53 f.
- 17 Christoph Martin Wieland: Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände. In: Ders.: Gesammelte Schriften. 1. Abteilung: Werke. Bd. 15: Prosaische Schriften II. 1783–1794. Hg. von Wilhelm Kurrelmeyer. Berlin 1930, S. 66–73, hier S. 70.
- 18 Ebd.
- 19 Vgl. hierzu Peter Weber: Schillers *Horen* – ein zeitgerechtes Journal? Aspekte publizistischer Strategien im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Ders.: Literarische und politische Öffentlichkeit. Studien zur Berliner Aufklärung. Hg. von Iwan Michelangelo d'Aprile und Winfried Siebers. Berlin 2006, S. 201–215, hier S. 203.
- 20 Vgl. hierzu den Überblick bei Heinrich Bosse: Medien, Institutionen und literarische Praktiken der Aufklärung. Dortmund 2021, S. 340–342. Zahlen zum Wachstum liefert die Bibliographie von Joachim Kirchner:

- Die Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes von den Anfängen bis 1830. Mit einem Titelregister von Edith Chòrherr. Stuttgart 1969.
- 21 Der Genius der Zeit. Ein Journal. Hg. von August Hennings. Erster Band, Januar bis April 1794. Altona 1794, S. 2.
 - 22 Ebd. Die gesamte Einleitung setzt diese Beruhigungsrhetorik fort, allerdings mit einem kritischen Unterton, dass Beruhigungen dieser Art nötig sind: »Wahrheit ist die sicherste Wache der Thronen. Wahrheit werde ich nie verletzen. Aber ich werde schweigen, wenn ich nicht mehr reden kann, ohne die Ordnung zu unterbrechen, deren Erhaltung die erste aller politischen Wahrheiten ist. Ich werde schweigen, so gefährlich mir auch ein solches Schweigen scheint, nicht für den, der schweigt, sondern für den, der das Schweigen gebietet.« (Ebd., S. 3).
 - 23 Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Erster Jahrgang 1795, S. 1.
 - 24 Ebd. Vgl. zur historischen Semantik des »Zeitgenossen«: Johannes F. Lehmann: *Zeitgenossen/Zeitgenossenschaft*. In: *Ästhetische Eigenzeiten*. Ein Wörterbuch. Hg. von Michael Gamper, Helmut Hühn und Steffen Richter. Hannover 2020, S. 447–455.
 - 25 Berlinisches Archiv der Zeit (Anm. 23), S. 1.
 - 26 Ebd., S. 4.
 - 27 Ebd., S. 2. So sehr die Zeitschrift sich die Archivierung der Gegenwart im Modus einer »synchronistischen Darstellung« (ebd., S. 4) auf die Fahnen schreibt, so fehlt auch hier nicht die Beruhigung, dass bezüglich politischer »Maaßregeln« sich kein Urteil angemaßt werde (ebd., S. 5 f.).
 - 28 Es gibt allerdings noch weitere Zeitschriften-Projekte dieser Art. Genannt sei noch die von Johann Wilhelm von Archenholz 1792 gegründete Zeitschrift *Minerva*, die sich der laufenden Gegenwartsdarstellung, zunächst vor allem im Hinblick auf Frankreich, widmete (unter dem an Shakespeares *Hamlet* angelehnten Motto: »To shew the very age and body of the time, its form and pressure«) sowie die ebenfalls von Archenholz herausgegebenen *Miscellen der Geschichte des Tages*, die 1794 bis 1795 als eine Art Seitenstück zur *Minerva* erschienen. Diese Zeitschrift wollte die Revolution und ihre Folgen dokumentieren, Archenholz stellte sie aber wegen der großen Menge neuer Zeitschriften, deren Konkurrenz er nicht bestehen wolle, im Juni 1795 wieder ein. Sowie: *Deutschland*. Hg. von Johann Friedrich Reichardt. Die Zeitschrift, die nur auf einen Jahrgang kam, versprach, sich ausschließlich um deutsche Angelegenheiten zu kümmern und auch politischen Sachverhalten eine »vorsichtige Behandlung« angedeihen zu lassen (*Deutschland*. Erster Band. Berlin 1796, S. 2). In dieser Zeitschrift erschienen Kritiken der *Horen*. Vgl. hierzu Gerda Heinrich: Die Aufnahme des 1. Jahrgangs von Schillers Zeitschrift *Die Horen*

- in Johann Friedrich Reichardts Journal *Deutschland*. In: Friedrich Schiller – Angebot und Diskurs. Zugänge, Dichtung, Zeitgenossenschaft. Hg. von Helmut Brandt. Berlin/Weimar 1987, S. 464–477.
- 29 Bernhard Fischer: Friedrich Schiller und sein Verleger Johann Friedrich Cotta. Zur Gründungsgeschichte der *Horen*. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 125 (2006), H. 4, S. 499–517. Vgl. auch Helmut Koopmann: Schillers *Horen* und das Ende der Kunstperiode. In: Schiller publiciste. Schiller als Publizist. Hg. von Raymond Heitz und Roland Krebs. Bern 2007, S. 219–230, bes. S. 223 f.
- 30 Vgl. hierzu Hans W. Kuhn: Ernst Ludwigs Posselts *Europäische Annalen*. In: Politische Vierteljahresschrift 2 (Juli 1961), Nr. 2, S. 181–187, sowie: Bernhard Fischer: Von den *Europäischen Annalen* zur *Tribüne* – J.F. Cottas politische Periodika. Universalhistorische Geschichtsschreibung und Innere Staatsbildung. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 50 (1998), S. 295–315.
- 31 Die *Horen*, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 31 (NA 20, 326).
- 32 *Europäische Annalen* (1795), Erster Band, Vorrede, S. 12.
- 33 Die *Horen*, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 96.
- 34 *Europäische Annalen* (1795), Erster Band, Vorrede, S. 11.
- 35 Ebd. Zur Metapher des Tableaus bzw. der »Reihe von Gemälden« zur Beschreibung von Gegenwart vgl. Lehmann: Sichtbare/Unsichtbare Gegenwart (Anm. 12), S. 225–226.
- 36 Die *Horen*, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 1.
- 37 Ebd., S. 3. Dass Goethe mit der *Ersten Epistel* Schillers Programm einer Ästhetischen Erziehung konterkarierte, versucht Bernd Witte zu plausibilisieren: Paradoxien der klassischen Literatur. Goethes Mitarbeit an Schillers *Horen*. In: Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hg. von Bernhard Fischer und Norbert Oellers. Beihefte der Zeitschrift für deutsche Philologie 14 (2011), S. 85–100.
- 38 Dass diese Tatsache in den Rekonstruktionen einer Goetheschen Kritik an Schillers *Horen*-Programm und den *Ästhetischen Briefen* ignoriert wird, moniert Gerrit Brüning: Ungleiche Gleichgesinnte. Die Beziehung zwischen Goethe und Schiller 1794–1798. Göttingen 2015, bes. S. 85–109. Brüning weist darauf hin, dass Goethe die *Epistel* bereits als fertig geschriebenen Text in jenem Brief vom 26. Oktober 1794 ankündigt, in dem er sich für die Übersendung der *Ästhetischen Briefe* bei Schiller bedankt. Am 28. Oktober sandte er die *Epistel* an ihn ab. Für eine umfassende Reaktion auf die *Ästhetischen Briefe* war daher gar keine Zeit. Auch auf den Text des *Avertissements*, den Schiller erst im Dezember 1794 konzipierte und schrieb, hat Goethe allenfalls im Hinblick auf etwaige vorher ergangene mündliche Mitteilungen reagieren können. Vgl. ebd., S. 90.

- 39 Die Horen, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 1–3.
- 40 Schiller an Körner, 29. Dezember 1794. NA 27, 111–113, hier 111.
- 41 Schiller an Goethe, 29. November 1794. NA 27, 94 f., hier 94. Reserven gegen Goethes literarische Beiträge im ersten Stück der *Horen* formuliert Schiller auch in einem Brief an Friedrich von Hoven vom 22. November 1794. Dort heißt es über Goethe: »Sein Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht, nur hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon Du in den ersten Stücken des Journals Proben finden wirst.« (NA 27, 91–93, hier 92).
- 42 Ulrich Gaier: Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung. Goethes Rahmen der *Unterhaltungen* als satirische Antithese zu Schillers *Ästhetischen Briefen* I–IX. In: Poetische Autonomie? Zur Wechselwirkung von Dichtung und Philosophie in der Epoche Goethes und Hölderlins. Hg. von Helmut Bachmaier und Thomas Rentsch. Stuttgart 1987, S. 207–272. In dieser Linie argumentiert auch: Lothar Bluhm: »In jenen unglücklichen Tagen...«. Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* oder: Die Ambivalenz von Kunst und Gesellschaft. In: Erzählte Welt – Welt des Erzählens. Festschrift für Dietrich Weber. Hg. von Rüdiger Zymner. Köln 2000, S. 27–45.
- 43 Neben Brüning: Ungleiche Gleichgesinnte (Anm. 38) vgl. Hartmut Reinhardt: Ästhetische Geselligkeit. Goethes literarischer Dialog mit Schiller in den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. In: Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Festschrift für Hans-Jürgen Schings. Hg. von Peter-André Alt u.a. Würzburg 2002, S. 311–342. Aus philosophischer Perspektive: Harald Schwaetzer: »daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete«. Schillers Spiel mit Kants Begriffen und Goethes Anschauung. In: Philosophisches Jahrbuch 114 (2007), S. 73–94. Dass Goethe »in den ästhetischen Briefen seine Weltanschauung wiederfindet« (ebd., S. 76), begründet er mit Schillers Rekurs auf eben diese Begriffe und den Goetheschen Begriff der Anschauung.
- 44 Die Horen, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 10 (NA 20, 311).
- 45 Ebd.
- 46 Ebd. S. 11 (NA 20, 311).
- 47 Ebd. S. 15 (NA 20, 314).
- 48 Ebd. S. 18 (NA 20, 316).
- 49 Ebd. S. 22 (NA 20, 319).
- 50 Ebd. S. 25 (NA 20, 321).
- 51 Ebd. S. 36 (NA 20, 328).
- 52 Ebd. S. 31 (NA 20, 326).
- 53 Ebd. S. 37 (NA 20, 328 f.).

- 54 Ebd. S. 40 (NA 20, 331).
- 55 Ebd. S. 39 (NA 20, 330).
- 56 Ebd. S. 41 (NA 20, 331).
- 57 Ebd. S. 44 (NA 20, 333).
- 58 Die Horen, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 79–93, hier S. 84.
- 59 Ebd. S. 85.
- 60 Freiheit als Herrschaft über die Zeitfolge der Ideenverknüpfung hat auch Schiller in seinem Aufsatz *Von den nothwendigen Grenzen des Schönen*, der im 9. Stück des ersten Jahrgangs der *Horen* erschien, formuliert: »Frey wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkürlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint.« (Die Horen, Dritter Band (1795), Neuntes Stück, S. 99–125, hier S. 106 (NA 21, 3–27, hier 8)).
- 61 Die Horen, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 79–93, hier S. 90.
- 62 Ebd., S. 91.
- 63 Die Horen, Zweiter Band (1795), Fünftes Stück, S. 50–56, hier S. 52.
- 64 Die Horen, Dritter Band (1795), Neuntes Stück, S. 53, S. 88.
- 65 Ebd., S. 86.
- 66 Die Horen, Dritter Band (1795), 9. Stück, S. 67.
- 67 Herder schreibt: »Lasset uns sehen, wie auf diesem Wege, ohn' alle Regel und Vorschrift des Aristoteles, der Umriß einer Homerischen Epopee, als Begriff und Werk, entstehen mußte. Alle Sagen (επη) nemlich, sie betreffen Götter oder Helden, gehen unausgebildet ins Unendliche fort. Sie knüpfen und hangen sich an, oder sie lösen sich von einander, ohne nähern Zweck, in unermesslichen Weiten.« (Die Horen, Dritter Band (1795), Neuntes Stück, S. 68 f.) Herder fasst diesen Prozess als langsame Entwicklung, in der sich Form und Gestalt – in Interaktion mit den Hörern – herausbildet.
- 68 Die Horen, Vierter Band (1795), Zwölftes Stück, S. 56–57 (NA 1, 271).
- 69 Ebd.
- 70 Die Horen, Erster Band (1795), Erstes Stück, S. 64 (FA/G I 9, 1006).
- 71 Die Horen, Erster Band (1795), Zweites Stück, S. 20–22 (FA/G I 9, 1031 f.). Jenseits aller hypothetischer Zusammenhänge, so Karl, bleibt jedes Ereignis aber dennoch für jene, die es erleben, »eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar sein und zusammenhängen mit was sie will.« (Ebd., S. 22 (FA/G I 9, 1032)).
- 72 So Goethe in einem Brief an Johann Heinrich Meyer vom 17. Juli 1794. GB 10 I, 61 f., hier 62.
- 73 Goethe an Friedrich von Stein am 28. August 1794. GB 10 I, 68 f., hier 69.

- 74 Vgl. hierzu Johannes F. Lehmann: »Ändert sich nicht alles um uns herum? Ändern wir uns nicht selbst?« Zum Verhältnis von Leben, Zeit und Gegenwart um 1770. In: *Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert*. Hg. von Peter Schnyder. Freiburg i. Br. 2016, S. 51–73.
- 75 Johann Gottfried Pahl: Warum ist die deutsche Nation in unserm Zeitalter so reich an Schriftstellern und Büchern. In: *Der Weltbürger* 3 (1792), S. 617–625. Pahl hat sich publizistisch immer wieder auf die eigene Gegenwart bezogen. Von 1801 bis zu ihrem Verbot 1809 hat er die politische Zeitschrift *National-Chronik der Teutschen* in Schwäbisch Gmünd herausgegeben.
- 76 Pahl: Warum ist die deutsche Nation (Anm. 75), S. 620.
- 77 Ebd., S. 623.
- 78 Ebd., S. 620 f.
- 79 Pahl: Warum ist die deutsche Nation (Anm. 75), S. 625.
- 80 Ebd. Kulturkritik dieser Art ist uns vertraut. Nicht zuletzt der frühe Friedrich Nietzsche ist Schiller in seiner Rolle als Kämpfer gegen die Zeit intensiv gefolgt, wobei ihm die imaginäre Teleportation in die Antike nicht mehr ausreichend erschien: »Denken Sie Sich wie nutzlos jetzt die angestrengteste Arbeit des Lehrers sein muß, der etwa einen Schüler in die unendlich ferne und schwer zu ergreifende Welt des Hellenischen, als in die eigentliche Bildungsheimat zurückführen möchte: wenn doch derselbe Schüler in der nächsten Stunde nach einer Zeitung oder nach einem Zeitroman oder einem jener gebildeten Bücher greifen wird, deren Stilistik schon das ekelhafte Wappen der jetzigen Bildungsbarbarei an sich trägt.« (Friedrich Nietzsche: *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*. In: *Ders.: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtung I–IV*. Nachgelassene Schriften 1870–1873. Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 1. Neuausgabe München 1999, S. 671). Vgl. hierzu Johannes F. Lehmann: »Gegenwart« bei Schiller und Nietzsche. In: *Nietzscheforschung* 31 (2024), Themenheft: Schiller, Nietzsche und die Genealogie der Moderne, S. 161–173.
- 81 NA 22, 103–105, hier 104.
- 82 Ebd.
- 83 Schiller an Cotta, 10. Juli 1794. NA 27, 21 f., hier 21.
- 84 Vgl. hierzu: Paul Hocks, Peter Schmidt: *Literarische und politische Zeitschriften 1789–1805*. Stuttgart 1975, S. 103 f. Schiller hatte mit dem Herausgeber der *Allgemeinen Literaturzeitung*, Christian Gottfried Schütz, vereinbart, dass jedes Monatsstück der *Horen* auf Kosten Cottas ausführlich besprochen werden sollte.

- 85 Es heißt: »Vielleicht hat Dir Fama schon gesagt, daß künftiges Jahr ein neues Journal von mir anfangen wird. Es ist das berühmte Weltjournal, wovon wir oft gesprochen haben, und dieses kommt nun wirklich zu Stande.« Schiller an Friedrich von Hoven am 22. November 1794. NA 27, 91–93, hier 91.
- 86 Siehe hierzu Oberembt: Die Literaturdebatte (Anm. 11).
- 87 Die Forschung hat das detailliert dargestellt. Neben anderen verweise ich auf Regine Otto: Die Auseinandersetzung um Schillers *Horen*. In: Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Hg. von Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner. Bd. 1. Berlin/Weimar 1989, S. 385–451.
- 88 Als Abschiedsgesang der Aufklärung beschreibt Helmut Koopmann: Schillers *Horen* (Anm. 29) die *Horen* – sowie, weniger plausibel – als Ende der Kunstperiode. Dass Goethe und Schiller sich aus Enttäuschung über das Publikum nach Weimar zurückzogen, markiert nicht das Ende, sondern vielmehr den Beginn dessen, was Heine als Kunstperiode bezeichnet hatte.
- 89 Schiller an Goethe, 29. November 1795. NA 28, 114.
- 90 NA 29, 117–120, hier 117.
- 91 Vgl. zum Beispiel Goethe an Meyer 18. April 1796: »Alles ist uns werth und wichtig zu beobachten, das was uns hindert, so gut als was uns fördert. Ich habe mit Schiller über die Art, wie unser Feldzug zu eröffnen und zu führen seyn möchte, eine umständliche Conferenz gehabt.« (GB 11, 37–40, hier 40). Vgl. hierzu auch Franz Schwarzbauer: Die Xenien (Anm. 8), S. 207.
- 92 Reed: *Ecclesia militans* (Anm. 11), S. 41.
- 93 NA 28, 105.
- 94 Über die Autorinnen der *Horen* informieren: Heidi Ritter: Vom Nutzen des »Dilettantismus der Weiber«. Die Beiträgerinnen in Schillers *Die Horen*. In: Dem freien Geiste freien Flug. Leipzig 2003, S. 27–32. Sowie ausführlich: Anne Wagnart: »Unsere Weiber«: Frauen als Mitarbeiterinnen der *Horen*. In: Heitz/Krebs: Schiller publiciste (Anm. 29), S. 327–353. Sowie monographisch: Janet Besserer Holmgreen: *The Women Writers in Schiller's Horen. Patrons, Petticoats, and the Promotion of Weimar Classicism*. Newark 2007.
- 95 NA 29, 93.
- 96 Schiller: *Über Bürgers Gedichte*. NA 22, 245–264, hier 258.
- 97 Schiller an Goethe, 6. Februar 1798. NA 29, 199 f., hier 200.
- 98 Johann Wolfgang von Goethe: *Über den Dilettantismus*. FA/G I 18, 739–785, hier 783.

Friedrich Schillers Zeitschrift *Die Horen* (1795–1797)

Konzeption und Komposition

Herausgegeben von
Helmut Hühn, Nikolas Immer und Ariane Ludwig

im Auftrag des
Schillervereins Weimar-Jena e. V.

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2025

Wehrhahn Verlag

www.wehrhahn-verlag.de

Layout: Wehrhahn Verlag

Umschlagabbildung: Johann Gotthard Müller: Porträtstich von Friedrich Schiller (1793). Nach Anton Graffs Porträtgemälde (1791). Aus: Gustav Könnecke: Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Marburg ²1895, Beilage XIV zwischen Seite 310 und 311

Druck und Bindung: Azymut, Warszawa

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-98859-144-9

Inhalt

Einführung

Nikolas Immer

›Geistreich, originell und gefällig‹.

Anspruch und Aufnahme von Schillers

Zeitschrift *Die Horen* (1795–1797)

7

Johannes F. Lehmann

Zeit und Gegenwart in Schillers *Die Horen*

23

Alice Stašková

»Darstellend denken«. Schillers *Die Horen* 1795,

9. Stück als eine Poetik gelesen

57

Frieder von Ammon

Schiller als Showrunner der *Horen*

93

Siglen

123

Autor*innen

126